



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lessings sämtliche Werke

in 20 Bänden

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters [u.a.]

Lessing, Gotthold Ephraim

Stuttgart, [1883?]

Monat April 1751.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-65142](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-65142)

Monat April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Wizes soll dieses monatliche Blatt gewidmet sein. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrißt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Auf's höchste haben sie es in die äußerste Ecke derselben verwiesen und unbekannte Länder darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden und an ihren felsigten Ufern schimpflich scheitern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich sein, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Grenzen vieles vorsagten; die andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnötige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer an einander hangender Grillen fein dunkel, aber doch nach der Mode ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben; allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Wizes muß einem, der keinen hat, ebenso unbegreiflich sein, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung verschiedner Sonnenstrahlen ohngefähr etwas sei, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleichkomme, so wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit, die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Teil der Rechenkunst sein müsse. Ist er furchtsam, so stellte er sich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug, wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Wizes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mitteilen, ohne die sie nichts als die unerträglichste Sklaverei sein würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch

ihre mühsame Ablegung einen Teil seines Vorzuges für unedlere Tiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Glende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reize die ursprüngliche Empfindung der Freiheit in uns ersticken und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergänzungen und eingebildeten Notwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. . . . Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die großen Thaten, welche bei Barbaren fest eingeprägte Vorurteile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bei gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freien Künsten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bei der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat. *) Sie betrifft die vorgelegte Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beigetragen habe. Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück sein würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir teilen einen umständlichen Auszug derselben um soviel lieber mit, je weniger sie noch bis jezo in Deutschland bekannt worden ist.

Er hat sie in zwei Teile geteilt. In dem erstern zeigt er durch unverwerfliche Beispiele der Geschichte, daß die Ver-

*) Der Titel ist: Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon; en l'année 1750 sur cette question proposée par la même Académie: si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. Rousseau, Citoyen de Genève.

derbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sei verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie notwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

„Europa,“ sagt er, „war in die Barbarei der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieses jetzt so erleuchteten Welttheils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender als die Unwissenheit war. Ich weiß nicht, welche scientifiche Wäscherei hatte sich den Namen der Wissenschaft angemacht und setzte ihrer Zurückkunft ein beinahe unüberwindliches Hindernis entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nötig, den Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen: und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselman, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit, war es, welche sie uns wieder herstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Ueberbleibsel des alten Griechenlands nach Italien. Bald drauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freien Künste folgten endlich die Wissenschaften, und die Kunst, zu denken, verband sich mit der Kunst, zu reden; eine Stufensteigung, welche seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vorteil des Umganges mit den Musen zu empfinden; nämlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde, einander durch ihres gemeinschaftlichen Beifalls würdige Werke zu gefallen, einflößt. . . Ihr ward man die Anmut der Gemütsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswert macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig. . . Ehe die Kunst unser Betragen gebildet und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unsre Sitten häuriß, aber natürlich. Der Unterscheid der Aufführung verriet sogleich den Unterscheid der Gemütsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzt, da ein feinerer Geschmack die Kunst, zu gefallen, in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrugliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlstandigkeit; ohn Unterlaß folget man

den Gebräuchen und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. . . Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bei sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltfinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verrätherei; und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre, aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meinungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verleumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlöschet, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifelsucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe. . . . Auf die Art sind wir gesittete Völker geworden, und größtentheils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken. . . . Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt. . . . Aegypten war die Mutter der Weltweisheit und der freien Künste geworden, und bald drauf ward sie ein Raub des Kambyzes, der Griechen, der Römer, der Araber und endlich der Türken. . . . Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am stolzesten sein konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen. . . . Rom, das von Hirten erbaute und durch Ackerleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovids, eines Catulls, eines Martials aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren. . . . In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht, keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joch des unwissenden Tatars nicht befreien können. . . . Die Perser, ein besonders Volk, bei welchem man die Tugend lernte, wie man bei uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen sind die Beweise des Gegenteils. Alle

die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. . . . Sparta selbst, im Schoße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man sein könne, ohne gelehrt zu sein; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften bestehe. . . . O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr als alle seine Eroberungen berühmt machte, gesehen hättest! „Götter!“ würdest du gesagt haben, „wo sind die strohern Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche verderbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was ist das für eine fremde Sprache? Was sind das für weibische Sitten? Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemälde? diese Gebäude? Unsinnige! was habt ihr gethan? Ihr, ihr Herren der Welt, ihr habt euch zu Sklaven nichtiger, von euch überwundener Leute gemacht. Rhetors sind es, die euch beherrschen? Habt ihr deswegen Asien und Griechenland mit eurem Blute besudelt, um Baumeister, Maler und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub Karthagens einem Flötenspieler preisgegeben? Auf, ihr Römer! reißet eure Schauplätze ungesäumt nieder, zerschmettert diese Marmor, verbrennet diese Bilder, verjaget diese Sklaven, welche euch unter dem Joche halten und deren unselige Künste euch verderben! Laßt fremde Hände durch eitle Geschicklichkeiten berühmt werden; die einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist, die Welt zu überwinden und die Tugend daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas unsern Rat für eine Versammlung von Königen hielt, so ward er weder von eiteler Pomp noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblindet. Er hörte nichts daselbst von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den leeren Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem Cineas so majestätisch? O ihr Bürger! ein Anblick rührte ihn, welchen euch nimmermehr weder eure Reichtümer, noch eure Künste verschaffen werden, der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen ist: die Versammlung von zweihundert tugendhaften Männern, welche alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten. . . .“

„Seht,“ fährt der Verfasser fort, „so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmütigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns

zu nichts weniger als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernet einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat, so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter sein, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt geboren zu werden."

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Teile und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendsfache Gefahr, in Irrtümer zu verfallen, verbunden sei. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. „Nichts Gutes thun," sagt er, „heißt Böses thun. Ihr nun, ihr stolzen Weltweisen, die ihr uns die Geheimnisse des Himmels verraten und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet: wann ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt sein? Doch, was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüte des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nötig? Ist es besser, daß ein Reich glänzend und augenblicklich oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks . . . Sage uns, berühmter Arouet, wieviel männliche und starke Schönheiten hast du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen; und wieviel Großes hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? . . . Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Mut entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien . . . Nicht

allein den martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachtheilig. Man sieht überall unermessliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht. . . Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Galerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Verteidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, sowie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden. . . Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt im Dunkeln. Es gibt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen. . . Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Maler; nur Bürger haben wir nicht. . . Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, sollte man sie für einen Haufen Marktschreier halten, wovon jeder auf öffentlichen Plätze ruft: „Kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen“ . . . Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt! Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen, und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten: „Allmächtiger Gott! der du alle Geister in deiner Hand trägst, befreie uns von den Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter und schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und Armut, die einzigen Güter, welche unser Glück befördern und vor dir angenehm sind“ . . . Was soll man von denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligtume der Gelehrsamkeit erbrochen und den Pöbel hereingelassen haben? Wie viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche was Außerordentliches zu leisten imstande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch sein. Große Gelegenheiten machen große Geister. . . . D Tugend!“ schließt er endlich; „erhabne Wissenschaft einfältiger

Seelen, soviel Mühe, soviel Anstalten sind nötig, dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehemals zwischen zwei großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln."

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurteile das Wort redet, auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten Verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und solange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zieraten oder ohne Kunst und Zieraten gebauet sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? . . . Ferner könnten wir sagen: wann die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns untereinander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachteilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst

deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Beide können der Tugend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte! Welcher Damm wird die Laster, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berühmtester Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpfliche Wollust in das Herz flößen, sind bei ihnen unzählbar. Eine philosophierende Therese wird die Predigerin der Unzucht, und ein unseliger Grabstichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne seine Schilderungen das Aergernis nur halb treffen würde. Man sagt, daß der Marquis d'A****) Verfasser dieses ebenso unwitzig als ekel geschriebnen Buchs sei. Wir zweifeln aber. Der Urheber der Jüdischen Briefe hat sich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Therese verrät allzu sehr die Schule eines unsinnigen Demetrius. Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welches seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eifern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bei dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bei dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnisvolle, entzieht, so wird sie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das Ganze und nie alle Teile gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel: **) Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömmt aus dem Schoße Frankreichs, ob uns

*) Marquis d'Argens.

**) Les vrais plaisirs ou les amours de Venus et d'Adonis; à Amsterdam chez Mortimier Libraire 1750, in Oktav auf 78 Seiten.

gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung des achten Gesangs des italienischen Gedichts Adonis von dem Marino. Der Franzose aber hat dem Inhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen Ideen eingeschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meisten rot wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden und ihren Erfindungen einige neue beizufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst, zu verhüllen und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verraten keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reizend zu schildern, als man jetzt das Laster malt?

Durch welches Verhängnis geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieser Seite einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einem Piron haben alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines Davids wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus ekel sein würden. Einer der Bekanntesten von dieser Art Rousseau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs seiner Muse erlitten hat. Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, malt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter und durch seine großmütige Ertragung des Unglücks die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die theils ihn zum Verfasser haben, theils von andern verfertigt, von ihm aber für wert erkannt worden sind, nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibetafel J. B. Rousseaus in

zwei Theilen. *) Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Hrn. L. D., welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734 vollständig zu machen, der Welt mittheilet. Sie enthält Oden, Briefe, Kantaten, Allegorien, Erzählungen, zwei theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das Beißende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satire, oder die Satire ohne Einfall ist. Wir haben eines zu übersetzen gewagt. Hier ist es:

Als Zeus Europen lieb gewann,
 Nahm er, die Schöne zu besiegen,
 Verschiedene Gestalten an,
 Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
 Als Gott zuerst erschien er ihr,
 Dann als ein Mann und endlich als ein Tier.
 Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen:
 Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
 Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton:
 Verachtung war der Liebe Lohn.
 Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! —
 Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Die zwei theatralischen Stücke heißen **) Der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und Der ***) Argwöhnische. Beide sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem Englischen genommen; das letzte nur aus neun Auftritten und ist nichts als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber wert ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufzüge sind fast alle voller Galle wider seine Feinde. Die Nachwelt wird erstaunen, daß Männer sich so tödlich haben hassen können, wovon ihre Hochachtung der eine sowohl als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereien hinwegsehend, wird sie einen Voltaire ebensowohl als einen Rousseau in die Reihe der Dichter setzen, welche die Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind.

Wird sie es mit den witzigen Köpfen Deutschlands auch

*) Portefeuille de J. B. Rousseau en II Tomes; à Amsterdam chez Marc Michel Rey, 1751 in 12, der erste Teil von 405 Seiten, der zweite von 252.

**) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

***) La Dupe de soi-même, ou le défiant confondu.

so halten? Wird sie einen Gottsched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopstock in eine Klasse bringen? Gewiß nicht. Wann es einmal heißen wird: des verstorbenen Hrn. von Scheib längst verstorbene Theresiade, so wird man den Messias immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die in stehende Messe Hoffnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Hr. Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dargegen hat mittheilen wollen, wird hoffentlich nur bei seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir sein, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es gibt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben, dunkel, anstatt neu, verwegen, anstatt rührend, romanenhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher sein, als wann hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht und dort ein anderer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigeren Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herrn ihre Bewunderer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nötig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Messias auf eine Weise erteilen, die genugsam zu verstehen gibt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurtheils dagegen bei. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben:

Ihn singen so viel mäßge Dichter,
 Ihn preisen so viel dunkle Richter,
 Ihn ahmt so mancher Stümper nach,
 Ihm nicht zum Ruhm und sich zur Schmach.
 Freund, dir die Wahrheit zu gestehen,
 Ich bin zu dumm, es einzusehen,
 Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket;
 Doch so viel seh' ich ein:
 Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket,
 Das Singen muß ein Quaken sein.

Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Messias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen:

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: „Sieh dort den Adler sitzen!
 Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
 Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blißen,
 Zielt er nach Jovis Thron.
 Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —
 Ich flieg' so hoch als er.“ — „So, Prahler?“ rief die Maus.
 Indes flog jener auf, stolz auf geprüfte Schwingen,
 Und dieser wagt's, ihm nachzudringen.
 Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
 Sie beide bis zur Höh' gemeiner Häuser trug,
 Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen
 Und beide, wie sie schloß, gleich unermesslich flogen.

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geflimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kükelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegenen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen durch geschickte Wendungen eine so notwendige Stelle anzuweisen, daß man

glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verrät man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armut an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, U. z. Deseu zeigen genugsam, wie man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob als ein Grund, ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat sie berauschet,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verse leichtere Dichter, welche reimen, gereimte Prose; wie aber soll man das Gewäsche gleich leichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein.

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen sein kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken.

Monat Mai 1751.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge zieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.